EINÜBUNG UND WEISUNG

Jesus und die heidnische Frau

Jesus brach auf und zog von dort (Galiläa) in das Gebiet von Tyrus. Er ging in ein Haus, wollte aber, dass niemand davon erfuhr. Doch es konnte nicht verborgen bleiben – nein, sogleich hörte eine Frau von ihm, deren Töchterchen einen unreinen Geist hatte. Sie kam und fiel ihm zu Füßen. Die Frau aber war Griechin (Heidin), der Abstammung nach Syrophönizierin. Und sie bat ihn, dass er den Abergeist aus ihrer Tochter austreibe. Er sagte zu ihr: Lass zuerst die Kinder satt werden. Es ist ja nicht recht, das Brot der Kinder wegzunehmen und den Hündlein hinzuwerfen. Sie aber entgegnete ihm und sagt: Ja Herr! Doch auch die Hündlein unter dem Tisch essen von den Bröckchen der Kinder. Da sprach er zu ihr: Um dieses Wortes willen, geh – schon ausgefahren ist der Abergeist aus deiner Tochter. Und weg ging sie, nach Hause, fand das Kind auf die Liege gestreckt, den Abergeist schon ausgefahren (Mk 7, 24–30).

Hergang

Von Rückzügen Jesu wird im Markusevangelium mehrmals berichtet. Vielfältige Motive können dahinterstecken: Zeit für Einkehr und Nachdenken, Lebensgefahr, Sich-Entziehen gegenüber äußeren Ansprüchen. Wie so oft, ist er auch diesmal nicht ungestört.

Er betritt ein Haus. Es muss, wenn er nicht unrein werden wollte, das Haus eines Juden gewesen sein. „Haus“ hat bei Markus oft symbolische Bedeutung. Es steht für einen Raum, in dem Jesus den inneren Kreis in sein Geheimnis, in seine Lehre einweiht. Die Frau „hört“, dass der galiläische Wunderrabbi da ist. Er war offenbar über die Grenzen Galiläas hinaus eine bekannte Persönlichkeit. Geschichten über Wundertäter machen immer die Runde. „Sogleich“ hört sie davon und reagiert entsprechend. Ist nicht – aufs Ganze gesehen – hier ein qualifiziertes „Hören“ im Sinne der Gleichnisse gemeint, ein „Hören“, das Frucht bringt, ein „Hören“, das zum Handeln drängt und damit Zugehörigkeit zum inneren Kreis Jesu ausdrückt? Mit ihrem Kniefall, dem Zeichen der Ehrerbietung unter Männern, wagt sie Ungebührliches. Sie dringt in die Privatsphäre ein, bestürmt den Rabbi vor anderen mit einer Bitte. Das ist zudringlich. Es bringt dem Mann in der damaligen Kultur Schande ein.

Sie wird als Nichtjüdin, als Heidin, von der Abstammung her als Syrophönizierin charakterisiert. Sie ist damit von Geburt an unrein und als Mutter einer Tochter mit einem unreinen Geist gleichfalls unberührbar. Sie dürfte gewusst haben, dass sie Jesus unrein macht. Sie ist über die Grenze gegangen, weil sie um ihrer Tochter willen entschlossen ist, Jesus zu begegnen. Es wäre zu erwarten, dass sich ein Rabbi, der von einer Frau dermaßen aufdringlich angegangen wird, voller Ärger abwendet. Bei Matthäus (15,23) begegnet er ihr mit Schweigen.

Die Antwort Jesu nach Markus ist sehr aufschlussreich.[1] Sie gibt uns einen Einblick in sein Inneres: Er markiert – ähnlich wie Paulus in Röm 1,16 – mit dem „zuerst“ den jüdischen Vorrang gegenüber den Gaben Gottes; wohlgemerkt, keine jüdische Ausschließlichkeit auf das Heil, aber eine zeitliche und sachliche Präferenz. Als „Sohn“ weiß sich Jesus zunächst zu den „Kindern Israels“ gesandt. Das Schimpfwort „Hund“ (herabsetzende, abgrenzende Bezeichnung gegenüber Heiden, Unreinen, Missetätern) wird von Jesus in der Verkleinerungsform gebraucht. Diese wird nie in abwertendem Sinn verwendet. „Hündlein“ muss nicht im wörtlichen Sinn nur junge Hunde, Welpen bezeichnen. Das Wort meint kleinere Hunde, die zum Haus und ins Haus gehören. Also: Keine scharfen Wachhunde, keine Hirtenhunde oder gar herumstreunende wilde Straßenhunde sind im Blick. Vor allem von den letzteren her rührt die abwertende Konnotation. Die harsche Antwort Jesu ist durch die Verkleinerungsform entscheidend gemildert. „Hündlein“, also Heiden, gehören zur Familie. Sie sind nicht fremd oder feindselig. Sie haben zwar nicht den Rang von Kindern, doch sie sind wie die Kinder von derselben elterlichen, erwachsenen Autorität abhängig und sind in diesem Punkt wesenseins. Und außerdem: Hunde und Kinder mögen sich. Ein Bildfeld von gegenseitiger Sympathie ist wachgerufen.

Jesus gibt sich also nicht gänzlich zugeknöpft. Als Prophet Israels weiß er um den Vorrang des eigenen Volkes, das zu sammeln seine vornehmliche Sendung ist; aber er weiß auch, dass die Heiden im Prinzip am gleichen Heil Anteil haben. Dennoch will er wohl die Frau abschütteln. Er lehnt ihr Ansinnen zunächst ab. Sie bleibt hartnäckig, reagiert gewitzt und schlagfertig. Die Frau kann Jesus nehmen, wie er ist. Sie reagiert aktiv und kreativ. Keine Spur von Beleidigtsein! Sie greift das Bild auf und entfaltet die in der Metapher angelegte Zugehörigkeit der „Hündlein“. Sie spricht ihn mit „Herr“ an. „Kyrie“ ist hier nicht bloß eine Höflichkeitsformel, sondern ein christologisches Bekenntnis. Auch das deutet darauf hin, dass diese Frau als zwar anonyme, aber wahre Jüngerin gezeichnet ist. Ihr Bekenntnis zum „Herrn“ steht im Zentrum der Geschichte. Ungewöhnlich und ohne Parallele auch die Formulierung „um dieses Wortes willen“ (V 29). „Stets wird der Glauben als Grund angegeben. Zwar meinen beide Begriffe das Vertrauen der Hilfesuchenden auf Jesus, doch die Formulierung in V 29 legt den Akzent mehr auf die Klugheit und Argumentationsfähigkeit der Frau als allein auf die emotionale Seite (Glaube).“[2] Klugheit, Argumentationsfähigkeit, Einfühlungsvermögen und großes Zutrauen sind an dieser Stelle als wahrer Glaube charakterisiert. Diese Heidin nimmt sich ein Herz und hat einen hellen Kopf. Sie ahnt etwas von der wahren Bedeutung Jesu und überschreitet selbstbewusst Grenzen, um einem anderen zu helfen. Wenn das nicht authentischer Glaube ist? Dabei kommt die Frau von außerhalb des eigenen Religionsverbandes, erst recht von außerhalb des engeren Jüngerkreises. Eine wahrhaft provokative Glaubensgestalt.

---

[1] Vgl. dazu St. Schreiber, *Cavete Canes*, Zur wachsenden Ausgrenzungsvalenz einer neutestamentlichen Metapher, in: *Biblische Zeitschrift* 45 (2001) 170–192).

[2] M. Fander, *Die Stellung der Frau im Markusevangelium, Unter besonderer Berücksichtigung kultur- und religionsgeschichtlicher Hintergründe.* Altenberge 1992, 76.

Kontext

Unmittelbar voraus gehen das ausgiebige Streitgespräch Jesu mit seinen Gegnern und das lange, belehrende Gespräch mit den Jüngern. Beide Male wird drastisch deutlich, dass Jesus mit seiner Botschaft weder sein Volk, noch seine eigenen Leute erreicht. Nun taucht eine Frau auf, die ihn versteht. Sie wird zunächst zurückgewiesen. Wirkt in der harschen Reaktion noch das jüdische Unverständnis nach? Bringt sein plötzliches Umschwenken zum Ausdruck, dass er sich hier von einer Heidin ganz unerwartet verstanden und angenommen fühlt?

Am Ende ist auf alle Fälle klar (V 29), dass aus Ablehnung Bestätigung wurde. Die Frau hat ihm geholfen, der zu sein, der er ist, der Helfer und Heiland über alle Grenzen hinweg. Sie ermutigt ihn, punktuell die Grenze zu überschreiten, indem sie ihn in seiner umrissenen Identität annimmt. Sie mutet sich ihm zwar als Bittende zu, sie verletzt konventionelle Grenzziehungen, sie überzieht jedoch nicht. Sie fordert ihn z. B. nicht auf, in ihr Haus zu kommen. Bei aller Hartnäckigkeit bleibt sie einfühlsam und respektiert jüdische Gepflogenheiten.

„So lässt der die Grenze überschreitende Jesus es zu, dass er ‚unrein' gemacht und zum Geringsten wird, um den ausschließlich auf die Gruppe ausgerichteten Glauben seiner Mitjuden und -jüdinnen zu durchbrechen und die Glaubensgemeinschaft in ihrer radikal neuen Bedeutung neu zu definieren."[3]

Die Größe dieser Heidin liegt darin, dass sie intuitiv in Jesus die Gestalt des Gottesknechtes wahrnimmt. Der Gottesknecht ist mit den Leidenden solidarisch und wird dadurch zum Heil für alle Völker. Diese Glaubensgestalt bei Jesaja hat der Urgemeinde die Schuppen des Unglaubens von den Augen genommen und zum österlichen Glauben verholfen. Hier schildert Markus, wie eine Frau schon vor Ostern hellsichtig glaubt. Weil sie Jesus erkennt, kann sie ihn herausfordern und herauslocken und so Auferstehung erfahren, für sich und für ihre Tochter.

Innerer Monolog aus der Sicht der Frau[4]

„Seit Monaten ging das so. Meine kleine Tochter litt den ganzen langen Tag, seit vielen Monaten schon. Ein fürchterlicher Dämon muss das gewesen sein. Sie saß oft völlig apathisch irgendwo im Haus, in einer Ecke, man konnte den Eindruck bekommen, sie sei weit weg von allem um sie herum. Dann plötzlich sprang sie auf, schrie und tobte, sie hatte Schaum vor dem Mund, sie kratzte sich am ganzen Körper, machte ungezählte Kniebeugen, biss und schlug um sich, bis sie irgendwann völlig erschöpft zusammen sackte und in ihrer Ecke saß und still vor sich hin wimmerte. Wochenlang hatte sie nicht mehr richtig gegessen und kaum geschlafen. Ich war völlig verzweifelt. Man konnte sie keine Minute aus den Augen lassen. Ständig musste jemand bei ihr sein. Das war so doch kein Leben! Weder für sie noch für mich! Und niemand konnte ihr helfen.

---

[3] Hisako Kinukawa, *Frauen im Markusevangelium*. Eine japanische Lektüre. Luzern 1995, 87.
[4] Die Gedanken des folgenden Teils wurden von Dr. Ute Leimgruber verfasst.

Doch dann hörte ich von diesem jüdischen Rabbi, der in Galiläa schon so viele geheilt hatte. Ich wusste sofort, dass das keine Gerüchte sein konnten. Nein, irgendwas machte mich sicher. Was es genau war, weiß ich nicht. Aber da war was. Ich wusste unbedingt: Wenn meiner Tochter noch jemand helfen kann, dann er.

Und dann passierte das, von dem ich nie zu hoffen gewagt hatte: Er kam nach Tyrus. Schon auf dem Weg hierher hatten ihn die Volksmengen bedrängt, das ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Auch bei uns in der Gasse redete man davon. Man erzählte von ihm, dass er Kranke heilen und Besessene befreien konnte. Man erzählte von großen Wundern, dass er 5000 Menschen mit ein paar Broten und Fischen satt gemacht hat, und dass er allen Menschen das Heil verkündet. Doch diesmal war er angeblich nicht so wie sonst, er hatte gesagt, man solle ihn in Ruhe lassen. Manchmal war er richtig grob geworden, hatte die Menschen, die zu ihm gekommen waren, angefahren, einige sogar abblitzen lassen. Wäre ich ihm wie die vielen Anderen entgegen gegangen, wer weiß, vielleicht hätte er mich genauso weggeschickt?! Nein, ich musste mir etwas anderes überlegen.

Nun, ich verstehe es ja, wenn da einer wie er seine Ruhe haben will – aber ... was sollte ich denn machen? Endlich war die Chance so nah, zum Greifen nah – und dann will der Meister seine Ruhe haben?! Er hatte gedacht, indem er unter falschem Namen in die Stadt kommt, erfährt das niemand. Wie kann er nur so etwas denken! Jede Gasse hat 1000 Ohren! Der Rabbi konnte doch nicht allen Ernstes denken, seine Anwesenheit würde geheim bleiben! Außerdem gehört es sich, dass ein aus der Fremde kommender Gast für die Freunde und Bekannten des Hausherrn zu Gesprächen bereit steht. Er erzählt von seiner Reise, von anderen Städten, von anderen Gebräuchen... Das ist hier so üblich, und es kommen Frauen und Männer, alle essen und trinken und reden – richtig schöne Feste sind das! Das hätte der Rabbi wissen müssen. Seine Ruhe hat man eigentlich nur in der Wüste, aber sicher nicht in einer Stadt wie Tyrus!

Der Rabbi war also bei Joshua zu Gast. Und ich dachte mir, wenn ich zu Joshua gehe, wird mich niemand wegschicken. Nein, ich kenne Joshua und ich kenne seine Frau, die lassen mich zu ihm. Schon oft war ich bei ihnen eingeladen, ich wohne ja nur einige Hausecken weit entfernt. Und schließlich verstoße ich gegen keine gute Sitte, wenn ich mit einem Weitgereisten sprechen will – im Gegenteil. Und ER wird mich nicht abweisen können – er muss mir dann zuhören! Das ist meine und meiner Tochter einzige Chance!

Bereits als ich ihn und seine Schülerinnen und Schüler da im Hof des Hauses von Joshua sah, da wusste ich gleich, welcher von den Männern ER ist. Es konnte nur einer sein. Sie lagen da und aßen Brot und Oliven, tranken ein wenig Wein. Es ging ihnen offensichtlich so richtig gut. Und es waren gar nicht so viele Gäste gekommen – Joshua hatte ihn wohl tatsächlich ein wenig abschirmen können. Wie gut, dass ich die Familie des Joshua so gut kenne! Ich ging jedenfalls schnurstracks auf ihn zu und warf mich ihm zu Füßen, da platzte es auch schon aus mir heraus: „Heilst du meine Tochter?“ Schnell schob ich noch ein Bitteschön nach und dass sie von einem Dämon besessen war.

Na ja, es war ihm offensichtlich sehr unangenehm, dass ich da auftauchte, vielleicht sogar ein wenig peinlich. Ich kniete da vor ihm, er konnte mir nicht auswei-

chen. Aber das erklärt noch nicht seine Reaktion. Er sagte zu mir, dass ich zuerst die Kinder satt werden lassen sollte, denn es sei nicht recht, ihnen das Brot wegzunehmen und den Hündchen zu geben. So eine Gemeinheit. Ich hatte den Eindruck, er wollte sich so schnell wie möglich aus der Affäre ziehen und schleuderte mir deswegen so einen unsäglichen Vergleich vor die Nase. Wollte er tatsächlich damit sagen, dass die Jüdinnen und Juden die Kinder sein sollten und die Nicht-Juden die Hündchen? Das wäre ja eine schöne Beleidigung – und das aus seinem Mund, wo man doch immer hört, dass er so gerecht sein soll. Auch wenn er nicht Hund, sondern Hündchen sagt – nein, nein, Tier bleibt Tier und Mensch bleibt Mensch.

Mir war es völlig egal, dass er Jude war und ich nicht. Was sollte das in so einer Situation schon für eine Rolle spielen? Es ging schließlich um mich und meine Tochter – und nicht um irgendwelche theoretischen Fragen, die ich mit ihm besprechen wollte. Nun, außerdem bin ich in Tyrus zu Hause – und wenn er schon mal hier war, da musste ich einfach die Gelegenheit beim Schopfe packen.

Aber vielleicht war der Satz mit den Kindern und den Hündchen ja auch nur ein Bildwort, doch selbst dann ist es nicht recht. Denn er kann doch nicht den einen mehr Recht darauf zugestehen, satt zu werden, als den anderen! Und mich mit diesem Scheinargument abweisen! So kann nur einer sprechen, der schon satt ist! Ich finde, alle haben das gleiche Recht, satt zu werden!

Außerdem verkennt er damit die tatsächliche Situation. In der Ecke des Hofs lag nämlich der Hund des Joshua. Hat er den nicht gesehen? Der ist doch nur deshalb so fett, weil ihm eben die Kinder ständig etwas zustecken, weil er das, was vom Tisch hinunterfällt, fein säuberlich aufschleckt. So wenig zu essen gibt es doch ganz selten, dass nicht ein bisschen was für die Haustiere übrig bleibt. Mag schon sein, dass er bei seinem unsteten Leben oft nicht so üppig speisen kann – aber ein paar Krümel fallen doch immer ab! Und hat er selbst nicht mal von der Fülle des Lebens im Reich seines Gottes geredet? Das ist es doch, was man hier so von ihm hört: Er will, dass alle satt und glücklich werden. Und dann sagt er mir so was!

Aber ich habe mich davon nicht abbringen lassen – im Gegenteil. Denn zum einen war ich ja darauf angewiesen, dass er meiner Tochter hilft. Und zum anderen hatte er nicht Recht. Wenn er auf die Religion anspielen wollte, hat meine Tochter genau das gleiche Recht gesund zu werden wie die jüdischen Kranken. Und wenn er mich einfach loswerden wollte und mir deswegen was über Sattsein und Sattwerden erzählt hat, dann stimmte das genauso wenig. Ich bin aufgestanden und habe ihn angeschaut. Dann habe ich ihm ganz ruhig gesagt, dass das so nicht ganz stimmt mit den Kindern und den Hündchen. Er war völlig verblüfft. Damit hatte er offensichtlich nicht gerechnet. Ich weiß nicht, was ihn mehr erstaunt hat – dass es jemand wagt, ihm, dem großen Rabbi, zu widersprechen, oder dass er einsehen musste, dass er einfach nicht recht hatte.

Und dann sein Blick. Zuerst hat er mich so durchdringend angesehen, und dann plötzlich ganz freundlich und offen. Und dann sagte er mir auch noch, dass ich ihn überzeugt habe. Und dass meine Tochter deswegen gesund sei. Erst jetzt hatte es mir die Sprache verschlagen. Aber das war es doch, was er sagte: Wegen meiner Argumente, die ihn überzeugt haben, ist meine Tochter gesund geworden. Nicht, weil ich ihn so sehr drum gebeten habe, auch nicht, weil ich die richtige Gebetsformel

oder so gesprochen hätte – nein, weil ich ihm gezeigt habe, dass er seiner eigenen Botschaft widerspricht, wenn er sagt, dass nur ausgewählte Geschöpfe satt werden. Er ist doch einer, der dafür einsteht, dass sein Gott alle satt und heil und glücklich machen wird.

Ich bin jedenfalls sofort nach Hause. Und ich wusste, dass er diesmal recht gehabt hatte: Meine Tochter lag das erste Mal seit Monaten wieder ruhig auf ihrer Liege. Sie hat mich angesehen und gelächelt. Ja, der Gott dieses Jesus macht wirklich *alle* satt.“ [5]

Innerer Monolog aus der Sicht Jesu

„Ich musste einfach weg. Die Anspannung war zu groß. Ich spürte, jetzt ist für mich und meine Leute eine Auszeit angesagt. Herodes ließ mich ausspionieren. Seine Aufpasser waren allgegenwärtig. Wollen die mich einkassieren wie den Täufer? Und einen Kopf kürzer machen? Die Beziehung zur Familie – seit meiner Predigt in Nazareth abgekühlt. Kein Lebenszeichen von dort. Und dann die Pharisäer, die Schriftgelehrten. Sie legen mir überall Netze und ziehen die Schlinge enger. Auf die Reinheitsgebote haben sie sich nun eingeschossen. Ausgegrenzt, denunziert soll ich werden. Und das Volk, das einfache Volk? Ja, es hängt an meinen Lippen. Von überall her schleppen sie die Kranken herbei. Satt wollen sie werden. Doch ich merke nur zu deutlich: Die Gegenpropaganda wirkt. Ich sehe verkniffene Mundwinkel, die mir bedeuten: Wie lange machst du’s noch, Jesus? Die Anhängerschaft bröckelt. Und zu alldem: Meine eigenen Leute sind so schwer von Begriff. Sie haben so wenig verstanden, was ich eigentlich will. O Vater, bei diesen kreisenden, um nicht zu sagen einschnürenden Gedanken, da hörte ich, als ob es von dir käme: ‚Erinnere dich, was dir mal dein alter Freund Nikodemus gesagt hat. Wenn’s irgendwann in Galiläa brenzlig wird, ich hab eine Handelsniederlassung in Tyrus. Bei meinem Verwalter Joshua kannst du dich immer zurückziehen. Kannst auch deine Leute mitbringen.‘

Und das haben wir getan. Durch das blühende Wadi Amud sind wir in zwei Tagen raufgezogen nach Norden. Wir schlichen uns nachts weg. Geheime Kommandoaktion. Nur ganz vertrauensvolle Leute waren eingeweiht. Herodianische Späher konnten überall sein. Schon nach ein paar Stunden hat uns die herrliche Gegend verzaubert. Die Spannung fiel ab. Wir atmeten Paradiesesluft. Die Klippdachse pfiffen uns zu. Über uns kreisten Adler. Sonnenschein und gurgelndes Wasser. Dann über die Berge zur Küste. Als wir uns Tyrus näherten, wurden wir wieder einsilbiger, auch vorsichtiger. Wer weiß, ob nicht auch hier die Geheimpolizei alles ausspionierte. Und außerdem: Mein Name hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen. Im Grenzgebiet schleppten sie auch aus dem Heidenland ihre Kranken herbei. Manche Zuhörerinnen und Zuhörer kamen aus den heidnischen Städten, auch aus Tyrus. Alles, was irgendwie kurios ist, findet doch in der Stadt sein Publikum. Also ließen

[5] Theologische Grundlage: Dannemann, *Aus dem Rahmen fallen. Frauen im Markusevangelium.* Eine feministische Re-Vision. Berlin 1996.

wir Vorsicht walten und schlichen uns bei Abenddämmerung kurz vor Schließung der Tore hinein. Joshua hatte uns als Delegation von galiläischen Bauern und Fischereibetrieben angemeldet. Das klappte. Und dann nichts wie ins Haus, die Türe zu und endlich einmal für sich sein. Ich hatte mir vorgenommen, auszuruhen und mich meinem engsten Kreis zu widmen. Sie sahen noch gar nicht die Alarmzeichen ringsum. Sie träumten noch vom Gottesreich, in dem schlagartig alles gut würde. Ihre Naivität, ihre Blindheit, ihr Stolz, zur Schar der Auserwählten zu gehören – das beunruhigte mich am meisten. Manchmal muss man ins Fremde gehen, um das Eigene zu kapieren, so dachte ich mir. Am nächsten Tag wollte ich in aller Geduld damit beginnen, meinen Leuten in einer entspannten Atmosphäre – wo für uns gekocht und gesorgt wurde – eine neue Lektion zu erteilen.

Wir ruhten uns nach der Ankunft aus, lagen im halb überdachten Innenhof rum, wir allein. Joshua hatte uns herzlich empfangen, uns die Füße waschen lassen, frisches Wasser, Wein, Oliven und Brot vorgesetzt und gesagt: Lasst es euch für ein Stündchen gut gehen. Das Mahl wird bereitet. Und da passierte es. Plötzlich stand diese Frau mitten unter uns. Wie sie reinkam, woher sie wusste, dass wir da waren – unerklärlich. Sie hatte es irgendwie mitbekommen. Sie stürmte atemlos in unsere Mitte, schien mich gleich zu kennen. Ich sprang auf, meine Leute mit mir. Nach einer Schrecksekunde warf sie sich mir vor die Füße. Sie kam ganz nah ran, aber berührte mich nicht. Stoßartig, kraftvoll und doch nicht kreischend oder gar hysterisch kam es aus ihr heraus: „Mein Töchterchen wird von einem unreinen Geist geplagt. Rabbi Jesus, hilf ihr, bitte, bitte!“

‚Schon wieder wie zu Hause – und ausgerechnet jetzt!‘ So schoss es mir durch den Kopf. Zugegeben, ich war konsterniert. Mein schöner Rückzugsplan gleich durchkreuzt. Und außerdem: Was fällt dieser Frau ein, so einfach in die Privatsphäre einzudringen? Mich, einen jüdischen Rabbi, so vor meinen Schülern zu kompromittieren? Ich hatte mich schnell wieder in der Hand und bat sie: „Steh bitte auf.“ Sie schaute mich nicht an. Sie hatte ihren Kopf nach vorne und auf die Seite geneigt. Sie atmete nun viel ruhiger. Und dann folgte mein Satz von den „Hündlein“ und den „Kindern“.

In das wüste Geschimpfe gegen die verlotterten und ausbeuterischen Heidenhunde konnte ich nie einstimmen. Im Gegenteil! Ich schimpfte meine Leute zusammen, wenn sie so dumm abwertend daherredeten. Waren wir nicht alle Geschöpfe des einen Vaters? Doch uns Juden hat der Ewige erwählt. Wir sind sein Augapfel. Und wir sollen den anderen die Augen öffnen für den einen Gott des Himmels und der Erde. Deshalb will ich ja meinem Volk den Schleier von den Augen nehmen und ihnen sagen: Jetzt ist es soweit. Macht wirklich Ernst mit dem Vertrauen auf Gott! Fangt damit an, Volk Gottes zu sein in Gerechtigkeit, und alle Welt wird es sehen! Die Heiden werden beschämt sein und sich zu unserem Gott bekehren. Das hatte ich zu verkünden. Das wollte ich in Galiläa mit meinen Wundern zeigen und meinen Festen feiern.

Und jetzt kommt mir, wo daheim der Boden zu heiß wird, ausgerechnet auch noch diese Frau dazwischen. Sie kommt zu früh. Darf sie sich denn so nach vorne drängen? Warum tanzt sie aus der Reihe? Muss nicht zuerst meine Arbeit in Israel getan sein? Sie kommt schon noch dran, aber nicht jetzt.

So dachte ich und goss meine Gedankenflut in den Satz von den „Hündlein“ und den „Kindern“. Zugegeben, es war eine Abfuhr. Vielleicht kam auch wieder hoch, wie weh das Abgewiesenwerden in Israel tat. Diese Wunde schmerzte untergründig. Mag sein, dass dieser Schmerz mit hineinspielte. Noch mehr aber mein Bedürfnis nach Ruhe, nach Ungestörtsein. Warum nur war sie so hereingeplatzt? Ja, es spielte auch mit, dass ich sie jetzt loshaben wollte. Beleidigen wollte ich sie auf keinen Fall. Schließlich gehören die Hündlein zur Familie. Sie sind Spielgenossen der Kinder. Aber nach den Launen und Wehwehchen der Hunde im Haus sich richten? Das ginge zu weit. So etwa rumorte es in mir.

In diesem Moment machte sie mit ihrem Kopf eine leichte Wendung. Sie schaute mich an. Sie schaute mir offen ins Gesicht. Und mit ganz überzeugter Stimme sagte sie: ‚Ja, Herr!‘ Und dabei verneigte sie sich, ließ sich Zeit, um wieder den Blick zu heben und sagte völlig ruhig mit klarer Stimme: ‚Aber auch die Hündlein bekommen etwas ab von den Bröckchen, die ihnen die Kinder zuwerfen.‘ Sie schaute mich an, ohne mich zu fixieren. Sie schaute kurz zu den Jüngern und blickte dann leicht zu Boden.

Mich hat diese Antwort erwischt. Der Schlag saß. Wollte ich nicht gerade einem zudringlichen, aber lieben Haushund einen Tritt versetzen? Kam das eindringliche Gebell dieser Frau nicht aus dem Herzen einer liebevollen Mutter? Mir blieb für zwei Sekunden der Mund offen. Ich blinzelte, als ob ich neu das Sehen lernen müsste. ‚O Vater, sie hat Recht!‘ So schoss es mir beschämt durch Kopf und Herz. Und bei diesem Gebet spürte ich inwendig die Kraft des Vaters. Ich schloss für einen Moment die Augen, sah ein verstörtes, wimmerndes Mädchen zusammengekauert in einem dunklen Zimmer sitzen. Ich sah mich an diesen Ort entrückt. Ich drohte dem Dämon. Das Mädchen sackte zusammen. Ich umfing es mit Armen wie von Licht und legte es auf die Liege, die im Zimmer stand. Das ganze passierte in Sekundenschnelle. Ich blinzelte wieder und war ganz im Innenhof meines Freundes Nikodemus bei Joshua und seiner Familie: Um mich herum meine erstaunten und verstörten Jünger, vor mir die Frau, die Heidin, die Mutter dieses Mädchens.

Nun erst konnte ich sprechen, sehr klar, sehr ruhig, ganz von innen her hörte ich meine eigenen Worte: ‚Frau, was du gesagt hast, hat mich getroffen. Um dieses Wortes willen. Geh! Kümmere dich um deine Tochter. Der Dämon ist ausgefahren.‘ Die Frau ging so schnell wie sie gekommen war. Sie sagte nichts. Sie faltete beide Hände, machte eine tiefe, langsame Verneigung und flüsterte: ‚Dem Himmel und dir sei Dank.‘

Dankbar bin ich, dankbar dieser Frau. ‚Dankbar bin ich dir, Vater. Dein Reich ist so groß. Du wohnst in jeder Menschenseele, in jedem Herzen, das liebt, in jeder Mutter, die sich um ihre Kinder sorgt. Vater, ich danke dir, dass du im Unerwarteten, im Ungeplanten und dass du durch Menschen, durch wirkliche Begegnungen zu mir sprichst. Vater, ich preise dich für das Geschenk dieser Begegnung. Ich preise dich für diese wunderbare Frau.‘ “

Karl Kern, Nürnberg